

**Zeitschrift:** Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus  
**Herausgeber:** Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege  
**Band:** 47 (1953)  
**Heft:** 10

**Artikel:** Minderheiten  
**Autor:** Ragaz, Leonhard  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-139810>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 02.02.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Minderheiten

*Vorbemerkung der Redaktion:* Wir bringen diese Betrachtung von Leonhard Ragaz aus dem Jahrgang 1923 der «Neuen Wege», weil sie im tiefsten Sinne aktuell ist und in der heutigen Weltsituation gar sehr der Beherzigung bedarf. Wir leben in der «Wiederholung» des Kampfes, der durch all die Kämpfe der letzten dreißig bis fünfzig Jahre noch lange nicht zum Ziele gekommen ist. Die Gegenrevolution beherrscht das Kampffeld, sicher im wesentlichen infolge des Versagens der wahren Revolution. Doch gerade jetzt heißt es, nicht müde werden, sich nicht «fürchten», die Gabe und den Willen Gottes festhalten: denn «Du allein bist Gott, der du Wunder tust». «Die rechte Hand des Höchsten kann alles ändern.»

Fürchte dich nicht, du kleine Herde, denn  
es ist eures Vaters Wohlgefallen, euch das Reich  
zu geben. Luk. 12, 32.

Wir sind eine Minderheit, sind über die ganze Welt hin überall Minderheiten, oft ganz kleine — wir alle, die wir ungefähr das, was die «Neuen Wege» vertreten, glauben und wollen. Darin haben wir uns zu finden und uns dies klar vor Augen zu halten. Wir sind eine Minderheit, sind Minderheiten, sind oft nur kleine «Gruppen», werden von all den Leuten, die in der Mehrheit sind oder doch große, jederzeit aufzubietende Massen hinter sich haben, gering geschätzt, und hören es jeden Tag höhnisch aus dem Munde der Vielen uns zurufen, daß wir wenige seien — wobei immerhin schon merkwürdig ist, daß diese stolzen Vielen sich vor uns armen Wenigen so sehr fürchten und den ganzen Apparat ihrer Macht, zu dem vor allem die Lüge und Verleumdung gehört, spielen lassen, um uns unschädlich zu machen.

Nun ist es an sich nichts Schlimmes, in der Minderheit zu sein. Dem, der dies schreibt, ist es immer als die schönere Rolle erschienen. Die paar Male, wo er sich zufällig in der Gesellschaft der Mehrheit befand, war es ihm nur halb wohl dabei. Es beschlich ihn früher wohl etwa eine stille Angst bei dem Gedanken, eines Tages bei denen zu stehen, die obenauf seien — eine unnötige Angst freilich, denn er wäre dort doch bald wieder in irgendeine oppositionelle Minderheit geraten. Es ist schön, in der Minderheit zu sein. Wer so, wie wir, gegen alle Gewalt gestimmt und so von Mißtrauen gegen Besitz und Macht jeder Art erfüllt ist, kann sich unmöglich in irgendeiner Lage, wo man beatus possidens ist, ruhig fühlen. Alle Siege, die irgendwie Machtsiege sind, machen uns zu schafffen, Niederlagen gegen die Macht sind unserer Seele doch tiefere Freude.

Und doch ist es nicht immer ein leichtes Los, in der Minderheit zu sein. Man kann und darf daraus so wenig als aus irgendeiner andern Wahrheit einen Sport machen. Jede Überzeugung, die ernsthaft ist, erhebt irgendwie den Anspruch, Wahrheit für alle zu sein und darum auch allgemein herrschend zu werden. Je weniger sie mit dem eigenen Interesse zu tun und je mehr sie das Wohl der andern im Auge hat,

desto größer muß ihre Sehnsucht sein, zu vielen, zu allen zu gelangen. Das Gegenteil wäre unwahr, unlogisch. Er, der der kleinen Herde das Reich verheißt, hat doch auch gesprochen: «Ich bin gekommen, ein Feuer anzuzünden auf Erden, und wie wollte ich, es brennete schon!» Wenn man für gewisse Ziele kämpft, will man sie auch durchsetzen; es wäre ein schlechter Kämpfer, der dies nicht mit ganzer Seele begehrte. Überhaupt liegt in uns allen das Bedürfnis nach Gemeinschaft; wir möchten mit den Menschen auch durch ähnliche Gedanken und Gefühle verbunden sein. Gerade wer sich den Menschen verpflichtet fühlt, für sie arbeiten, ihnen dienen möchte, empfindet es am stärksten als Schmerz, wenn er sich von ihnen durch hohe Mauern der Denkverschiedenheit, aus der gewöhnlich Mißverständnis, Haß und Lüge hervorgehen, gehemmt sieht. Das katholische Ideal — in diesem ganz weiten Sinn verstanden — ist so notwendig wie das protestantische. Ein Mensch, sagt Novalis irgendwo, sieht seine eigene Überzeugung sofort unendlich verstärkt, sobald er erfährt, daß auch nur ein einziger Mensch sie mit ihm teilt. So herrlich dieses Erleben ist, so bitter ist das umgekehrte. Es ist darum doch wieder ein schweres Los, in der Minderheit, vielleicht sogar ganz einsam zu sein.

Dieses Los wird vielleicht gerade dann am schwersten, wenn es sich nicht um die allerletzten und allerintimsten Dinge handelt, sondern um Kämpfe von mehr äußerlicher Art, um politische, soziale Ziele, also um Dinge, bei denen der Natur der Sache nach die Machtfrage eine Rolle spielt. Mit den ewigen Wahrheiten kann man leichter allein sein und auf ihr Offenbarwerden warten, als wo es sich um schlimme Zustände handelt, die wir geändert sehen möchten. Sich in der Minderheit zu sehen, wird besonders hart, wo gewisse Siege, die von leidenden und kämpfenden Minderheiten lange vorbereitet und in den Bereich der nahen Erreichbarkeit, ja Gewißheit gerückt scheinen, nun doch wieder in die Ferne weichen. Es ist ja nicht so schwer, für neue, den Menschen noch unvertraute Dinge in der Minderheit zu sein; es ist dann sogar selbstverständlich, daß man dies sein muß; aber es ist schwer, wieder in der Minderheit zu sein, wo man in der Mehrheit zu sein glaubte. Es ist schwer, wenn eine soziale Umwälzung neue Lebens- und Arbeitsmöglichkeiten für die, die darauf gewartet, geschafft zu haben schien, sich auf einmal mitten in der Herrschaft der schwärzesten Reaktion zu sehen. Es ist schwer, nachdem man geglaubt, daß der Weltkrieg dem Kriege moralisch ein Ende bereitet, zu erfahren, daß die Masse unseres Volkes diesen Krieg offenbar gar nicht erlebt hat — außer darin, daß sie dadurch sehr viel gemeiner geworden ist. Und auch das ist schwer, nachdem man vielleicht auf eine gewisse Reinigung der Welt durch Ernst und Leid furchtbarster Zeiten gehofft, sich von Schmutz und Laster, tobender Ausgelassenheit stärker umringt zu sehen als je. Es ist schwer, wenn man ein Recht — etwa das gleiche Recht der Frauen — durch viele Jahre erstrebte, Schritt für Schritt vorwärts zu kommen glaubte und am Ende weiter davon entfernt scheint als beim Beginn des Kampfes, in hoffnungsloser

Minderheit. Wenn man vollends an die Sitten der Demokratie gewöhnt ist, wo man eben immerfort um Mehrheit und Mehrheiten ringt, dann gerät man um so leichter in diesen Bann des Mehrheitsdurstes, des Mehrheitswahns, des Zahlenbetruges. Man ist zuletzt vielleicht ganz gelähmt, verdüstert, verbittert dadurch, daß man in der Minderheit ist.

In solchen Lagen kommt das viel zitierte Wort des Meisters von der «kleinen Herde», der das Reich gegeben werde, zu uns und enthüllt uns seine trostvolle Wahrheit und Herrlichkeit. Der dies schreibt, muß gestehen, daß dieses Wort ihm lange nicht so ganz überzeugend in den Ohren klang. Trotzdem das Hüten von Herden vielleicht das Schönste war, was ihm seine Jugend geschenkt, sind ihm diese biblischen Bilder von der Herde und den Schafen nie so ganz sympathisch gewesen. Vielleicht fließt auch in seinen Adern zu viel demokratisches Blut von langen Reihen von Vorfahren her, als daß er sich mit der Rolle der hoffnungslosen Minderheit so leicht zufrieden geben könnte. Vielleicht auch ist er zu sehr auf das Ganze, auf das Wirken auf alle eingestellt, als daß er sich je mit der Wahrheit in den engen Kreis eines Konventikels irgendeiner Art einschließen könnte. Diesen Klang hat ja das Wort durch falschen Gebrauch erhalten. Der Pietismus jeder Art (es gibt auch einen hochmodernen, gar nicht so weit von uns weg) faßt es ja immer so auf, als ob das Reich der «kleinen Herde» für sie allein gegeben werde, weil sie eben allein es verstehe und es aufzunehmen bereit sei, während es der Masse verschlossen bleiben müsse. Diese Denkweise liegt dem ganzen Geist Jesu fern. Das Wort bedeutet bloß, daß die Jünger Jesu Christi, die Bürger des Reiches Gottes, sich nicht durch den Umstand sollen erschrecken lassen, daß sie nur wenige, nur so eine kleine Herde sind. Denn trotzdem kann und will Gott ihnen das Reich geben, das heißt, er will es ihnen geben für alle, er will sie zu Werkzeugen und Pionieren seines Sieges machen. Er braucht gar nicht viele, er kann es ebensogut, ja noch besser, mit wenigen machen.

So gewinnt das Wort einen gar heldenhaften, herzstärkenden Sinn, gerade für die heutige Stunde. Das Bild von der Herde wird auf einmal äußerst zutreffend, ja das einzig mögliche. Erinnere dich daran, wie du etwa eine solche Herde von Schafen oder Jungvieh zusammengedrängt sahst vor einem Gewitter, einem Hagelschlag, einer strengen Kälte, einem Sturzregen — furchtsam, zitternd, in engem Zusammenstehen Schutz suchend. Genau dies ist die Lage solcher Minderheiten, die als Vertreter eines Neuen sich von den übermächtigen Gewalten einer feindlichen Welt umgeben und umtost sehen. Aber gerade ihnen wurde je und je das Reich gegeben; von verachteten, verfolgten, armseligen Minderheiten sind alle großen Siege des Guten ausgegangen.

Den Minderheiten, nicht den Mehrheiten, gehört die Welt; das ist die wunderbare Paradoxie. Davon hat, wie von andern Wahrheiten des Christus, auch der Antichrist eine starke Empfindung gehabt. «Der Tau fällt auf das Gras, wenn die Nacht am verschwiegensten ist . . . Die still-

sten Worte sind es, welche den Sturm bringen. Gedanken, die mit Taubenfüßen kommen, lenken die Welt... Nicht um die Erfinder von neuem Lärm, um die Erfinder von neuen Werten dreht sich die Welt: *unhörbar dreht sie sich.*» (Nietzsche.) Aber es ist, wie angedeutet, vor allem eine Wahrheit *Christi*, und ihr größtes Beispiel bleibt die Geschichte seiner Gemeinde. Wir sollten nur einmal versuchen, uns die Tatsachen in ihrer ganzen Paradoxie klar zu machen. Was sind die paar Leute, zu denen er unser Wort spricht, anders als ein armes, kleines, verlorenes Häuflein von Menschen, die mit einer völlig unglaublichen Botschaft einer ganzen festgefühten, glänzenden, gewaltigen Welt gegenüber treten sollen! Wir, die wir jetzt die ganze Geschichte der Christenheit vor uns sehen, all diese Millionen und Millionen von «Christen», wir sehen auch jene Anfänge in diesem Lichte und sehen sie darum falsch; wir verstehen unser Wort nicht in seiner ganzen Unglaublichkeit: daß diesen paar armen furchtsamen Bauern, Fischern und Zöllnern die Welt gehören soll. Aber etwas anderes verstehen wir gut: daß diese paar Menschen unerhört viel ausgerichtet haben, während die sehr vielen Christen von später und jetzt unerhört wenig ausrichten. Jenen Wenigen wird das Reich gegeben, diese Vielen haben es fahren lassen. Wohin wir auch blicken, überall wiederholt sich in der Geschichte des Reiches Gottes das gleiche: die kleinen Minderheiten sind's, denen das Reich gegeben wird. Ein einziger Mann wie Paulus schafft einen größeren Weltumsturz als alle Revolutionäre aller Zeiten miteinander. Die winzigen von den römischen Generälen und Ministern verachteten Gruppen von Sklaven, Frauen, Auswürflingen der Gesellschaft, die die ersten Christengemeinden bilden, besiegen das Imperium Romanum. Die Häuflein von «Armen», «Gottesfreunden», «Täufern», «Quäkern», «Brüdern» und wie sie alle heißen, die Verfolgten, Zerstampften, haben die Wahrheiten empfangen und vertreten, die jetzt die Welt bewegen. Ein Mann wie Pestalozzi — wie elend, verspottet, enttäuscht ist sein Leben gewesen, aber eine ganze Welt ist aus ihm gewachsen, während seine Verächter vergessen sind und ihre Welt versunken. Die Sklaverei ist von ein paar Männern und Frauen und ihren Freunden durch Verfolgung, Hohn, Martyrium hindurch so lange bekämpft worden, bis Kriegsflotten und Millionenheere, aus dem Willen dieser Wenigen, Schwachen erstanden, ihr ein Ende bereiteten.

Nicht die Vielen machen es, sondern die Wenigen. Das ist paradox, weil es göttlich ist und Gott immer paradox ist. Es ist göttlich: denn gerade darin tut sich Gott kund, daß er nicht Macht und Glanz und Zahl braucht, sondern bloß Wahrheit — Wahrheit freilich, die durch Menschen vertreten wird, Menschen, die ganz treu sind, bis zum Kreuz, aber die nur wenige zu sein brauchen. Die Wahrheit ist «von dieser Welt». Sie imponiert durch weltliche Macht. Es laufen ihr auch sofort viele zu, die es nicht sachlich und lauter meinen, sondern bloß irgendein Interesse suchen. Wo viele sind, da handelt es sich gewöhnlich um leichtere Dinge,

um Dinge von mehr weltlicher Art, um Dinge, die genau darum, weil sie so gut einleuchten, fast von selber kämen. Aber wo Gott neue Wahrheit kundtut, da können im Anfang nur wenige sie ganz fassen. Gottes Wahrheit ist der Welt Torheit; es liegt in der Natur der Sache, daß namentlich die, welche irgendwie in dieser Welt mächtig und wohlverankert sind, sie am schwersten fassen können. Diese wenigen aber, die sie fassen, «müssen durch viele Trübsale ins Reich Gottes eingehen». Die Wahrheit, die sie vertreten, und sie selbst als ihre Träger müssen immer wieder durch Feuer geläutert werden, damit sie echtes Gottesgold bleibe und alle Verunreinigung von ihr abgestreift und ferngehalten werde. Später, wenn sie gesiegt hat, ist diese Gefahr der Verderbnis ungeheuer groß; darum müssen wenigstens die Anfänge ganz lauter sein, damit an dieser Lauterkeit alle spätere Trübung sie immer wieder reinige. Und es ist endlich eine Notwendigkeit, daß das Große, das der Menschheit von Gott her wird, ihr nicht zu leicht in den Schoß falle. Sie würde es sonst nicht zu schätzen wissen. Wir vermögen den Wert des Großen bloß zu erkennen, wenn er verbunden ist mit dem Gedanken an Helden und Märtyrer, an Glauben und Kampf und Treue bis zum Tod. So ist es auf alle Weise eine Gottesordnung, und zwar eine verständliche, große, herrliche, daß der kleinen Herde das Reich gegeben wird — nicht aus dem Wohlgefallen der Welt, die es der Masse gäbe, sondern aus dem Wohlgefallen Gottes, der als Vater auch der Herr ist. Soli Deo gloria!

Den Minoritäten gehört die Welt. Das soll uns auch heute trösten. Es gibt heute über die ganze Welt hin solche glaubenden, schaffenden, kämpfenden, bedrängten Minoritäten, die die Vorhut einer neuen Menschheit bilden. Sie sind scheinbar machtlos, wehrlos. Die Regierungen, die kleinen und großen, die Minister, die Generäle, die Bundesräte und andere Räte, die großen Finanzherren am wenigsten zu vergessen, regieren die Welt. Aber das Reich gehört jenen andern, vorausgesetzt, daß sie treu bleiben. Von ihnen geht aus, was die Zukunft gestaltet und einst — fast möchte ich sagen, so seltsam es heute klingt — nur zu früh, allgemein anerkannt und — verraten sein wird und dann von neuen Minderheiten gereinigt und weitergeführt werden muß. Schon in der Gegenwart können sie vielleicht mehr, als sie ahnen. Sie können keine Friedensarmeen an die Ruhr senden, um von dort die Kriegsarmeen zu vertreiben, aber wer weiß, sie können mit *ihren* Mitteln doch den neuen Weltkrieg verhindern und die Reparationsfrage lösen. Gott gibt es ihnen! Wenn sie nur lernen, die wirklich göttlichen Mittel zu gebrauchen. Wenn sie nur wissen, daß Gott durch eine leichte Handbewegung Türme, die bis an den Himmel reichen, stürzen kann — «ein Wörtlein kann ihn fällen». Wenn sie nur jene Lektion lernen, die im «Verlorenen Paradiese» Miltons (der sie ebenfalls in gewaltigen Kämpfen für das Reich Gottes und entsprechenden Enttäuschungen gelernt hat) der Engel dem ersten Menschenpaare gibt:

«Durch Gutes

Das Böse zu besiegen und durch kleine Dinge  
Große zu vernichten — durch das scheinbar Schwache  
Das weltlich Starke zu zerstören und das Weltlich-Weise  
Durch schlichte Güte; daß das Leiden aber  
Für die Wahrheit höchsten Sieges Bürgschaft ist  
Und für den Glauben auch der Tod das Tor zum Leben.  
Das alles durch das Beispiel dessen dargestellt,  
Den ich als Erlöser ewig preise.»

Den Minoritäten gehört die Welt, der kleinen Herde gibt der Vater das Reich. Bedeutet das wohl, daß wir uns hochmütig in unsere Minderheiten und kleinen Kreise einschließen und die «Massen» verachten sollen? Daß wir uns, als die Wenigen, pharisäisch über die Vielen erheben wollen? (Pharisäer heißt ja auf deutsch: ein Abgeschlossener; ein Pharisäer ist ein Separatist.) Das hieße vergessen, in welchem Zusammenhang und zu welchem Zwecke Jesus dieses Wort spricht. Er sagt: «Fürchte dich nicht, du kleine Herde!» Nicht daß wir hochmütig werden, ist sein Zweck, sondern daß wir nicht verzagen. Wer wirklich dem Reiche Gottes dient, der weiß, daß man da nie einem aristokratischen Zirkel von selbstsichern Leuten gleicht — das tun nur solche, die für eine Religion, eine Sekten-sache, eine Theologie, eine Richtung, ein Ich kämpfen —, sondern einer schwer bedrohten, furchtsamen kleinen Herde. Zu solchen Menschen kommt das Wort und richtet sie auf zu sieghafter Kraft.

Aber die *Demokratie*? Nun, die Demokratie bedarf der Ergänzung durch die Aristokratie, die Vielen haben die Wenigen nötig. Auf dem Reformationsdenkmal zu Genf steht das Wort eines der geistigen Begründer der neueren Demokratie: «Ein Mann mit Gott ist stärker als die ganze Welt.»  
*Leonhard Ragaz*

**DER FERIENKURS AUF DEM FLUMSERBERG VOM 4.—11. OKT. 1953**

## Das Ringen um den Frieden in der Weltpolitik

### 1. Die weltpolitische Entwicklung seit 1945

Der Zweite Weltkrieg hatte den größten Teil der modernen Welt mehr oder weniger stark in seinen Bann gezogen und zu ungeheuren Anstrengungen gezwungen. Als endlich Deutschland und Japan zusammenbrachen, verbreitete sich in der Weltöffentlichkeit das Gefühl, nun sei der Störenfried endgültig vernichtet und der Weltfrieden angebrochen. Die Kriegsverbrecherprozesse sollten die Vergangenheit bereinigen. Die UNO entstand als Instrument der Völkerverständigung und des Friedens,